



Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als unentgeltliche Beilage der „Ostdeutschen Presse“ und deren Separatabdrücken.



Verlag und Rotationsdruck der Gruenauerschen Buchdruckerei Otto Grunwald. Verantwortl. Redakteur Karl Bendisch, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 13. August 1903.

(Nachdruck verboten.)

Frau Hadwig.

Eine Strandgeschichte von Ella Lindner.

(Fortsetzung.)

Sie nickte nur. Es war so wonnig, still im Wagen sitzen und ohne jede Anstrengung das Schöne genießen dürfen. Aber ein Haus, dessen flaches Dach auf weißen Marmorsäulen ruhte, entlockte ihr doch einen lauten Jubelruf. Ein Teppich leuchtend-roter Geranien breitete sich vor der doppelten Freitreppe über den grünen Rasen. Das war etwas für Hadwig.

„O sehen Sie doch! Wie entzückend! Hier müssen fröhliche und glückliche Menschen wohnen!“

„Warum? Ein sonderbares Lächeln umspielte seinen härtigen Mund.“

„Warum? Aber wo doch Geranien blühen! Rote Geranien! Die wird sich doch im ganzen Leben kein Hypochonder so dicht vor die Augen pflanzen! Wie das glüht! Geranien sind für mich die verkörperte Lebensfreude.“

Ihr Eifer belustigte ihn. „Die Blumen sagen aber wirklich nichts, gnädige Frau. Von denen dürfen Sie nicht auf die Bewohner schließen. Vielleicht haben die nicht das mindeste damit zu tun. Das kann alles der Gärtner so gemacht haben.“

„Ach!“ sie war enttäuscht. „Nun nehmen Sie mir die ganze Freude.“

„Das tut mir aufrichtig leid. Aber ich begreife eigentlich nicht, weshalb Sie gerade dem Hause so viel Interesse schenken. Der roten Geranien wegen? Lieber Gott!“

„Nein — das heißt — ich weiß fast selber nicht, warum“, gestand sie zögernd. „Haben Sie noch nicht gefunden, daß es Häuser gibt, die wie ein Menschenantlitz sind? Man braucht sie nur einmal zu sehen und kann sie dann nicht wieder vergessen. Sie haben so etwas Persönliches an sich — nichts vom Durchschnitt —“

„Danke sehr!“ sprach Zürke Almers vergnügt. „Es ist nämlich mein Haus — Ekkehard's Klause, wenn Sie wollen.“

Hadwig biß sich auf die Lippen und wendete den Kopf nach der anderen Seite. „So —“ antwortete sie obenhin.

Er war überzeugt, daß sie keines von all den Worten gebraucht haben würde, hätte sie eine Ahnung von des Besitzers Namen gehabt. So weit kannte er sie nun schon. Aber natürlich freute es ihn, was sie da über sein Heim gesagt.

Am Nachmittag reiste sie weiter. Er begleitete sie selbstverständlich nach dem Bahnhofe, und als er ihre Sachen — sie reiste nur mit dem allerwenigsten Handgepäck — im Kupee untergebracht hatte und sie dann langsam auf dem Bahnsteig

hin und her wandelten, stellte er fest, daß die paar Stunden geradezu gefühlwidrig schnell verfloßen seien.

„Und manchmal ist es, als hätte die Zeit Blei an den Füßen“, entgegnete sie.

„Langweilt sich Frau Hadwig bisweilen auf dem Hohen-
twiel?“

„O, entsetzlich!“ gab sie zu. „Darum bin ich doch fort. Und am meisten sind es die Menschen, welche uns das Leben vereiteln.“

„Ja, das ist nun so. Alles Schlimme — aber auch alles Gute kommt uns von den Menschen und durch die Menschen. Man muß sich eben gegenseitig ertragen lernen.“

„Soffentlich ist Ihnen das mit mir nicht gar zu schwer geworden“, neckte sie, vor ihrem Wagenabteil stehen bleibend und Zürke die Hand zum Abschied reichend. Fest umschloß er die feinen Finger mit seiner Rechten.

„Ich möchte Ihnen darauf dieselbe Antwort geben, wie Ekkehard einst der Schwabenfürstin, nach dem er sie über die Schwelle des Klosters getragen. Entsinnen Sie sich?“

„Nein —“

„Er sagte: Ihr dürft wohl von Euch behaupten, wie geschrieben steht: Mein Joch ist sanft und meine Bürde leicht.“

Zürke Almers zog Frau Hadwigs Hand an die Lippen und gab sie dann frei.

Hadwig war einigermaßen verwirrt und froh, daß der mit einer schwarzgekleideten Dame herzutretende Schaffner sie einer Antwort überhob.

„Da ist noch Platz.“ Der Beamte warf einen flüchtigen Blick in das Kupee. „In Sande umsteigen.“

Die Fremde neigte bejahend das Haupt.

„Das ist — wer ist das nur?“ Hadwig schaute ihr sinnend nach. Da kam ihr plötzlich das Erkennen.

„Anne! Anne Cönig!“

Das Mädchen, welches mit dem Gepäck beschäftigt war, wandte sich ihr zu. Eine freudiges Rot färbte die blassen Wangen.

„Ja, ich bins — guten Tag, Hadwig!“ Sie ergriff die Hand, die sich ihr lebhaft entgegenstreckte.

„Die Anne! Solch ein Zufall! Du hattest mich wohl gar nicht erkannt?“

„O doch — ich wußte nur nicht, ob Du — wir haben uns lange nicht gesehen und — es hat sich inzwischen so vieles geändert.“

„Aber unsere Freundschaft ist doch die alte geblieben! Du — wo hast Du nur gesteckt in der letzten Zeit? Du warst ja wie vom Erdboden verschwunden. Das erzählst Du mir nachher, nicht wahr? Wohin willst Du denn?“

„An die See — nach Langoog.“

„Nein?! Ich doch auch! Ist das herrlich! Mein altes Anning! Solch ein Zusammentreffen!“

Sie hatte in der Wiedersehensfreude Zürke Allmers beinahe vergessen. Jetzt erinnerte sie sich seiner wieder.

„Verzeihen Sie — aber ich bin so glücklich! Sie ist meine Pensionsfreundin —“

Der Schaffner kam und mahnte zum Einsteigen.

„Adieu denn und vielen Dank!“

Die Tür fiel krachend ins Schloß. Hadwig ließ das Fenster herab.

„Ich werde Ihr Bremen nie vergessen.“

„Und werden Sie dabei auch Eckehards gedenken?“

„Ich wills versuchen.“ Sie lächelte schalkhaft.

Er bedauerte, daß sie nun so „namenlos“ auseinander gingen. Er hätte zu gern gewußt, wer sie war.

„Ach, es kann Ihnen doch wirklich gleich sein, wie ich im Mittag heiße“, wehrte sie.

„Es ist mir aber nicht gleich. Und daß nun der schöne Traum aus und vorbei sein soll! Frau Hadwigs Besuch im Kloster zu St. Gallen erlebte eine Fortsetzung.“

„Nun, vielleicht führt auch uns der Zufall wieder zusammen.“

„Würde Sie das freuen?“

„O ja, sicher!“

„Man kann dem Zufall doch etwas unter die Arme greifen.“

Die Maschine setzte sich in Bewegung und langsam glitt der Zug aus der Halle ins Freie. Eine ganze Weile noch flatterte Frau Hadwigs Spizentüchlein grüßend im Winde.

Zürke Allmers aber stand und stand und schaute dem schwarzen Ungeheuer nach, bis es verschwunden war, und dabei kreiften seine Gedanken alle um den einen Satz: Man kann ja dem Zufall unter die Arme greifen!

III.

Leuchtend blau ist der Himmel und goldener Sonnenschein gleitet flimmernd über die weite, wogende Wasserfläche. Hadwig, die neben Anne Cönig dicht am Wasser im Strandstuhl sitzt, blinzelt schläfrig mit den Augen, denn die Sonne scheint ihr gerade ins Gesicht, und das strahlende, schimmernde Farbenpiel auf der glitzernden Fläche blendet sie. Wie flüssiges Silber glänzt es. Hinter der Sandbank schäumt die Brandung. Wie seltsam sich das von fern ausnimmt! Sie muß an Böcklin denken und an die weißen Glieder seiner Meerweiber.

Anne liest. Sie ist ganz vertieft in ihre Lektüre. Hadwig kann das nicht begreifen. Sie nimmt sich zwar auch an jedem Morgen ein Buch mit zum Strand, aber zum Lesen kommt es darum bei ihr doch nie. Selbst wenn sie sich dazu zwingen würde, aber das tut sie nicht, denn warum sollte sie es? — so würde sie doch kaum einen Gedanken erfassen. Das Meeresrauschen lenkt sie ab. Sie kann so stundenlang sitzen und lauschen und dem Spiel der Wogen zuschauen. Es wird ihr nie langweilig. Und so leicht ist ihr hier geworden, so leicht und so frei. Es ist fast, als seien der Seele mit einem Male Schwingen gewachsen. Nun schwebte sie hoch über allem Kleinlichen. An die Welt da draußen denkt Hadwig kaum noch. Aber Ursulas Briefe von daheim sorgen schon dafür, daß die junge Frau nicht ganz untertaucht in dem großen, seligen Vergessen, und manchmal Anne Cönig. Diese stört Hadwig im ganzen nicht. Sie ist ein stilles, anspruchsloses Geschöpf und froh, wenn man sie in Ruhe läßt. Früher war das nicht so. Hadwig weiß noch recht gut, welche tollen Streiche sie damals in Annes Gesellschaft verübt hat. Aber freilich — neun Jahre — das ist

eine lange Zeit. Da kann sich der Mensch wohl ändern, besonders, wenn das Leben ihn so hart anfaßte, wie die kleine Anne, die alles verlor, Eltern, Heimat, Vermögen.

„Darum mußt Du mich aber nicht bedauern, Gadi“, hatte sie gleich an jenem ersten Tage im Rupee gesagt, „ich fühle mich trotzdem sehr glücklich, wenn ich auch nur eine arme Volksschullehrerin bin. Mein Leben hat doch nun einen Inhalt. Das war früher noch nicht einmal der Fall. Das Geßen aus einem Vergnügen ins andere konnte man wenigstens kaum so bezeichnen.“

Hadwig erfuhr auch, daß eine wohlhabende Tante ihr die Mittel zu dieser Erholungsreise vorgestreckt hatte.

„Geschenkt will ich nichts haben, auch nicht von den reichen Verwandten.“

Hadwig dachte bei all dem zum ersten Male daran, daß es für sie vielleicht auch besser gewesen wäre, wenn sie nicht im Überfluß hätte aufwachsen dürfen, wenn sie sich ihr Glück ein wenig aus eigener Hand hätte zimmern müssen. Sie war klug und mutig — das auf eigenen Füßen stehen würde ihr kaum schwer gefallen sein. Nun war es zu spät.

„O nein, Hadwig, Du irrst“, sprach Anne gelegentlich auf eine derartige Bemerkung. „Zum Lernen ist es nie zu spät.“

„Doch. Wenn man noch dazu kein ausgesprochenes Talent hat.“

„Trotzdem. Man kann auch so seinem Leben Wert und Inhalt geben. Übrigens — Du bist ja nicht talentlos. Oder hast Du vergessen, daß Du in den Sprachen uns allen über warst?“

Um Hadwigs Mundwinkel zuckte es spöttisch. „Soll ich am Ende Stunden geben?“

„Warum nicht?“ war Annes ruhige Erwiderung. „Ich wüßte nicht, was Dich davon abhalten könnte, wenn es Dir wirklich Freude bereitet.“

„Ach, ich hab noch nicht darüber nachgedacht, ob das der Fall wäre. Aber vielleicht — man kann das nicht wissen.“ Sie schaute nachdenklich vor sich hin, dann lachte sie leise. „Es ist ja eine Tollheit! Hadwig Otten und Sprachlehrerin! Was man bloß daheim sagen würde!“ Wieder lachte sie.

„Was man daheim sagen würde!“ wiederholte Anne langsam. „Ich dachte nicht, daß dies für Dich in betracht käme, daß es Dich bekümmern würde.“

„Das tut es auch nicht“, antwortete sie schnell. „Gott bewahre, im Gegenteil. Erst recht täte ichs, wenn es mir Spaß machte. Aber es ist das Rechte nicht“, setzte sie ernster hinzu. „Sieh mal, Anne, die da lernen, das sind Backfische, halbwichsige kleine Mädels, die nur Unterricht nehmen, weil es mal so zum guten Ton gehört, Englisch und Französisch plappern zu können. Und die Aufgabe reizt mich nicht.“

„Das kann ich mir ja denken“, gab Anne zu. „Aber alle sind das doch nicht. Wie ist es denn mit Deinem Russisch? Du fingst gerade damit an, als wir uns zuletzt sahen.“

„O, das habe ich an der Quelle weiter studiert. Ich war mit meinem Manne einige Monate in Petersburg. Ebenso Sittenisch. Unsere Komreise habe ich ausgenutzt.“

„Und das soll nun alles so liegen bleiben? Wo es Dich nach Arbeit verlangt! Sei nicht töricht! Du brauchst ja keine Backfische zu unterrichten, Liebste. Ach Du, es gibt noch so viele andere — Unbemittelte, die brennend gern lernen möchten und nicht können, weil das Geld ihnen fehlt. Denen gib Unterricht. Du kannst es ja ohne Honorar tun, Du Reiche! Und da hast Du dann eine Tätigkeit und ein weites Feld für dieselbe. Wie viel Du fördern kannst, denke bloß! Und wie Dich das beglücken wird!“

Die kleine Anne war ordentlich begeistert. Hadwig hatte die Hände unters Kinn gefaltet und sagte nichts. Aber in ihr arbeitete es mächtig — das sah Anne wohl und verstand es auch. Darum

störte sie die Freundin nicht, sondern überließ sie ruhig den eigenen Gedanken.

Im selben Hotel, welches Hadwig und Anne beherbergte, hatte auch ein Professor aus Berlin Wohnung genommen. Er war den beiden sofort aufgefallen, denn es konnte kaum einen schöneren Mann geben als ihn — ein echter Germanensohn, hoch, breitschultrig, mit ernstem Denkerantlitz. Aber er war blind. Und als sie dies bemerkten, interessierte er sie noch viel mehr. Sie bemitleideten ihn. Doch sie waren ängstlich bemüht, ihm dies zu verbergen, weil sie fanden, daß Mitleid etwas entsetzlich Demütigendes hat, besonders für stolze Naturen. Und das war der Professor unzweifelhaft.

Er speiste stets allein, doch als Hadwig und Anne näher mit ihm bekannt wurden, bat er sie, daß er an der Table d'hôte teilnehmen möchte.

„Wir können Ihnen gewiß eben so schön vorlegen wie der Piccolo“, sagte Hadwig.

„Und wir würden es auch sehr gern tun“, sagte Anne freundlich hinzu.

Er wendete den Kopf nach der Richtung, aus welcher Annes Stimme kam.

„Ja, wirklich? Aber ich möchte Ihnen keine Last sein.“

Sie versicherten ihm das Gegenteil.

„Die einsamen Diners sind doch gewiß sehr langweilig —“

„Ich bin schon daran gewöhnt, meine gnädige Frau. Freilich, angenehmer speist es sich jedenfalls in Gesellschaft —“

Und so kam es denn, daß er nun bei Tisch zwischen Hadwig und Anne seinen Platz hatte, um den ihn männiglich nicht wenig beneidete. Nicht um Annes wegen — die nahm man nur als „Frau Ottens Freundin“ mit in den Kauf, aber um Hadwigs willen. Und dieser Professor schien seine reizende Nachbarin nicht einmal so besonders zu würdigen. Er unterhielt sich viel mehr mit der unscheinbaren Lehrerin. Freilich — er war blind — das entschuldigte den Mißgriff zur Genüge.

Blind war der Professor, daran ließ sich nichts ändern — „unheilbar“ hatte es bedauernd nach jeder Untersuchung geheißen — aber taub war er doch nicht. Ihm sagte der Klang einer Stimme tausend Dinge, die sehenden Menschen entgangen wären, so fein war sein Gehör. Und stand er jemandem zum ersten Male gegenüber, so konzentrierte sich seine ganze Aufmerksamkeit auf des Betreffenden Sprachorgan. Er lauschte dann förmlich mit der Seele. Und nach der Stimme formte er sich das Bild des Menschen und zog Schlüsse auf dessen Charakter. Selten täuschte er sich dabei. Es waren Ausnahmefälle, wo es geschah. Annes Stimme hatte ihn nun vom ersten Augenblick an gefesselt — ja, nicht nur das — sie taten ihm geradezu wohl, diese tiefen Töne, diese „Mollakkorde“, wie er sich ausdrückte. Wenn Anne sprach, war das ihm wie eine Liebkosung. Ihre Stimme hatte nichts Scharfes, Hartes — keine Ecken und Kanten — wenn sie sprach, mußte er immer an die weichen dunklen Töne eines Cellos denken. Und darum zog Anne ihn mehr an, als Hadwig, obschon er sich auch an dieser erfreute, weil sie so klug war und so frisch und lebendig.

Einmal, als er mit Anne am Strande saß, sprachen sie von ihr.

„Ist sie sehr schön?“ fragte er. „Das heißt, ich meine, ob Sie Ihre Freundin schön finden“, verbesserte er. „Denn Schönheit ist ein durchaus persönlicher Begriff, einer, der von unserem eigensten Empfinden gebildet wird.“

„Ja“, antwortete Anne, „ich finde Hadwig schön. Aber wenn ich das sage, denke ich natürlich nicht an griechische Gottheiten.“

„Beschreiben Sie mir Frau Hadwig doch etwas“, bat er.

„Ach, das kann man nicht.“

„Versuchen Sie es nur. Fangen Sie zum Beispiel beim Haar an. Welche Farbe hat es?“

„Es ist dunkel — die Farbe läßt sich schwer bestimmen — und leicht gewellt.“

„Die Augen?“

„Groß, klar — tief wie zwei Bergseen. Die Nase — da Sie nun doch alles wissen wollen — eigentlich ein wenig zu kurz, aber das schadet nichts. Der Mund ist schön geformt mit einem stolztrogigen Zug, und wenn sie lacht, so vertiefen sich zwei allerliebste Grübchen in ihren Wangen. Diese Grübchen passen gar nicht zu den ernstesten, nachdenklichen Augen. Aber wirklich — Sie können sich so kein Bild von ihr machen. Man muß das Ganze sehen, die Gesamtwirkung. Ihre Art, sich zu bewegen, kann man in Worten überhaupt nicht schildern.“

„Ist Frau Hadwig groß?“

„Na — mittel — aber schlank, feingliedrig. Sie hat etwas von der Schmiegsamkeit junger Birken.“

Er nickte. „Ich sehe sie ordentlich vor mir.“

„O, in Wirklichkeit ist sie gewiß viel reizender, verlassen Sie sich darauf. Und sie erscheint einem auch jeden Tag anders. Aber da ist sie — da kommt sie eben zurück —“

Hadwig war am Strande spazieren gegangen, immer dicht am Wasser hin, beinahe bis Flinthörn. Kein Mensch war ihr begegnet, und die große Einsamkeit hatte ihr wohlgetan. Da konnte sie so recht den Gedanken nachhängen, und sie war gewandert weiter und weiter, bis eine mächtige Priele ihr endlich den Weg versperrte. Recht war ihr das nicht, denn heute lag ihr die Wanderlust in allen Gliedern. Aber das half nun nichts. Sie mußte umkehren. Nun kam sie doch ein wenig müde bei den anderen an. Sie hatte sich rote Wangen gelaufen, und wirr stahl sich das dunkle Haar unter dem roten Strandhut hervor.

„Da —“ sagte sie und schüttelte eine Anzahl Muscheln aus ihrem Taschentuch in den weißen Glimmerstrand. „Wunderschön, nicht? Blau — braun — gelb — rosa — alle Farben —“ sie hauchte neben der bunten Herrlichkeit am Boden und wühlte vergnügt darin herum. „Weißt Du, Anne, was ich sein möchte?“

„Nun?“

„Ein Kind, um noch einmal spielen zu können. Sieh bloß — ein ganzes Puppenservice! Da die Teller“, sie suchte die kleinen rosigen Muscheln aus, „dann eine Gemüseschüssel, eine Fleischplatte, da eine Terrine — alles ist vorhanden. Und so elfenzart! Das feinste Porzellan. Warum lachen Sie denn, Herr Professor? Weil ich so kindisch bin?“

„Nein, gnädige Frau, ich freue mich über Sie.“

„Ach?“ sie hob staunend das Näschchen. „Wie? denn?“

„Weil Sie aus allem etwas zu machen wissen, an allem Gefallen finden.“

„Gefallen finden? Aber nein — das ist viel zu wenig“, sie rieb eine feuchte Muschel an ihrem Armel trocken, „ich freue mich ja so unbeschreiblich über alles, und dann freue ich mich wieder, daß ich es jetzt so kann.“

„Können Sie es denn nicht immer?“

„Eigentlich wohl — aber daheim — wissen Sie, da zerstören die Menschen einem oft die schönsten Freuden. Ich brauchte mir nun freilich nichts daraus zu machen und könnte mich trotz der Menschen ruhig weiter freuen, manchmal gelingt mir das auch, aber lange nicht immer, leider —“

„Das kann ich mir denken.“

„Ja? Wirklich?“

Er lachte gutmütig. „Wirklich! Sie scheinen mir nicht eben viel Menschenkenntnis zuzutrauen, gnädige Frau. übrigens sprachen wir vorhin sehr lebhaft von Ihnen.“

„Ach? Und mir haben nicht einmal die Ohren geklungen.“

„Unbegreiflich!“

„Hätte es das linke oder das rechte fein müssen?“ fragte sie munter.

„Nun, da Fräulein Cönig so begeistert Ihr Lob sang, doch wohl das linke,“ gab er in derselben Weise zurück.

„Die Anne hat mein Lob gesungen? Du gutes Ding!“

Sie legte zärtlich die Hand auf die der Freundin.

„Fräulein Cönig hat Sie mit Worten getypt.“

„Nein! Und nun wissen Sie natürlich genau, wie Frau Hadwig Otten aussieht?“

„Genau.“

„Also?“ Erwartungsvoll und neugierig zugleich sah sie ihn an.

„Darf ich mich durch ein Gleichnis ausdrücken?“

„Wie Sie wollen.“

„Dann möchte ich Sie mit einer lieblichen Blüte vergleichen, die bestimmt ist, alles zu beglücken, die aber auch nur leben und atmen kann in Licht und Sonnenschein.“

„Nein, o nein“, widersprach sie, „die Blume verträgt auch den Schatten und rauhe Luft. Eine Treibhauspflanze ist sie nicht.“

„Das wollte ich damit auch nicht ausdrücken. Aber in bezug auf den Schatten — täuschen Sie sich hierin auch nicht? Haben Sie das schon ausprobiert?“

„Warum denn nicht? Oder glauben Sie, daß es ein schattenloses Dasein geben kann?“

„Nein, das glaube ich nicht.“

„Ich auch nicht!“ seufzte Anne. „Aber Deines, Hadwig, das hat so viel Licht.“

„Und wo viel Licht, ist auch viel Schatten! Eine alte Wahrheit, Anne!“

Sie sagte es fast herb.

„Die Blüte ist also wetterfest,“ lenkte der Professor ein.

„Ja, das ist sie. Und nachher sprachen Sie noch vom Beglücken,“ fuhr sie fort, „alle beglücken, so meinten Sie. Aber das ist auch falsch. Dazu habe ich weder Lust noch Talent.“

„Wer weiß!“

„Nein, nein, ich kann nur einem gehören, nur einen Menschen glücklich machen“, sie mußte plötzlich an Zürke Mimers denken. Da wurde sie verlegen und brach ab. „Das ist ja alles Unsinn, nicht wahr? Erzählen Sie mal lieber, wie Sie sich Anne denken, Herr Professor.“

Anne wollte das nicht.

„Warum nicht? Schießen Sie nur los!“ ermunterte Hadwig.

Langsam glitt des Blinden Hand über den weichen, blonden Vollbart. „Das will bedacht sein, sonst mache ich wieder Schnitzer, wie bei Ihnen.“

„O, unbesorgt!“ lachte sie. „Die streichen wir alle rot an, ohne Erbarmen.“

„Von mir ist aber wirklich nichts zu sagen“, wehrte Anne.

„Abwarten, mein Liebling! Kennst Du nicht das schöne Sprichwort: Bescheidenheit ist eine Zier, doch weiter kommt man ohne ihr? Siehst Du! Dann beherzige es ein bißchen.“

„Sagen mit Worten kann man von Fräulein Cönig auch nicht viel, da muß ich ihr recht geben. Ich wenigstens möchte den Versuch kaum wagen.“

„Aber so ungefähr“, bat Hadwig.

„Nein, bitte, Herr Professor, bemühen Sie sich nicht. Ich bin ein ganz gewöhnliches Menschenkind —“

„Gewöhnlich? Nein, Fräulein Anne, das sind Sie kaum“, widersprach er. „Wenn das Cello menschliche Gestalt annehmen könnte“, fuhr er zögernd fort, „so würde es vielleicht Ihnen gleichen.“

„O!“ sie schüttelte den Kopf. „Ich bin nicht schön, nicht einmal hübsch.“

„Aber jedenfalls liegt Charakter in Ihren Zügen.“

Hadwig stimmte ihm bei.

Er kam nochmals auf das Cello zurück.

„Ich könnte es mir sehr gut als Frau denken, als eine schlank Frau mit dunkler Stimme und weichen sorglichen Händen, und das haben Sie alles, Fräulein Anne.“

Sie schwieg.

„Er ist eben blind“, dachte sie. „Wenn er mich sehen könnte, so würde ihm der Vergleich sicher nicht einfallen.“

Sinnend schaute sie hinaus auf die glitzernde Wasseroberfläche, und ihre Gedanken bauten heimlich eine schimmernde Strahlenbrücke ins Weite.

Plötzlich schrie Hadwig auf und fuhr empor, und Anne, jäh zurückgerufen in die Wirklichkeit, stimmte unwillkürlich in den Schrei ein.

Unruhig hob der Professor den Kopf. Er hatte keine Ahnung, um was es sich handelte.

„Meine Muscheln!“ jammerte Hadwig. „O Junge, Junge!“ Zürnend blickte sie auf den kleinen Blondon, der ihr in kindlichem Ungestim die Muscheln zertreten hatte, die zum Trocknen im Sande lagen.

„Ich kann Dir gern andere dafür suchen“, stotterte das Bübchen in treuherziger Verlegenheit. „Ich wußte nicht, daß Du sie hingelegt hast.“

Sie nickte. Böse konnte man dem jungen Sünder unmöglich sein, und sie schon gar nicht.

„Daß nur, es macht nichts.“

Erleichtert lief er davon.

„Meine Muscheln.“ Bedauernd suchte sie die bunten Scherben zusammen.

„Aber Hadwig, es gibt doch solche Mengen davon! Daß Du da trauerst.“

„Ja, ich weiß selbst nicht, weshalb es mir so weh tut! Aber siehst Du, wie der Junge darauf trat und ich das leise Knistern hörte, da hätte ich ihn schlagen können! Wahrhaftig! So viel Schönheit und so mutwillig zerstört!“

IV.

Zürke Mimers ist Fröhlichsteher und das hat seinen besonderen Grund. Der Tag mit seiner reichen Arbeit nimmt ihn dermaßen in Anspruch, daß ihm keine Zeit für irgend ein Privatvergnügen bleibt, und das ist nach Zürke Mimers Ansicht auch gar nicht nötig, denn Tagesstunden sollen Schaffensstunden sein. Und ihm macht das Schaffen Freude, er liebt die Arbeit, die des Mannes ganze Kraft erfordert. Aber nicht deshalb steht er mit der Sonne auf, nein, so pflichteifrig ist er nun doch nicht, sondern eben eines gewissen Privatvergnügens wegen. Dies sind die langen, einsamen Morgenpaziergänge, die er bei jedem Wetter unternimmt. Selbst der Regen hält ihn davon nur in Ausnahmefällen ab, denn er kennt für sich ja nichts Schöneres, als hinauszuwandern in die erwachende Natur, und wenn er eines dabei bedauert, so ist es, daß Bremen völlig im Tieflande liegt, daß er nicht von Bergeshöhen die aufgehende Sonne grüßen kann. Und gerade heute, als der Mond noch groß, rund, leuchtend am mattblauen Morgenhimmel hängt, und dünnes graues Gewölk über dem Horizont lagert, gerade da muß er so lebhaft eines Sonnenaufganges gedenken, des letzten, den er kurz vor der Mutter Tod mit jener im Gebirge erleben durfte. Es ist ihm, als sei es gestern erst gewesen und nicht vor drei Jahren, daß sie zusammen aufwärts wanderten über Wurzeln und Gestein. Traumhaft still war es noch im Tal. Aber schon regte es sich leise im Wald, zwitschernde Stimmen wurden laut, schlankfüßige Rehe grasten im Frühlicht, und ein aufgeschreckter Hase sprang dicht vor ihnen über den Weg

und verschwand vor ihnen im Unterholz. Und indem sie vorwärts klommen, färbten sich allgemach die grauen Wölkchen im Osten, und der Schein wurde tiefer und tiefer, bis sich endlich eine rosenrote Lichtwelle über den ganzen Horizont ergoß. Der alte Felsen, der in der Ferne so stolz-trotzig in die Lüfte ragte, hatte sich urplötzlich mit einem Krönlein aus rotem Gold geschmückt, das in schier märchenhafter Pracht funkelte und glitzte. Dies Funkeln und Gleißeln nahm zu, mehr und mehr, und das Krönlein wuchs und wuchs und schoß Feuerblitze nach allen Seiten. Und schließlich war es gar kein Krönlein mehr, sondern die Sonne, die droben auf dem Berge stand und lächelnd ins Land grüßte, die Felsen und die Wälder küßte und mit ihren Lichthänden die Schleier von den Tälern zog, so daß die Schatten der Nacht, die drunten noch lagerten, erschrocken entflohen. Und höher stieg sie und höher. Tiefblau war der Himmel und neidisch erblickte der Mond.

„Sieh, Mutter“, sagte Zürke damals, „der Nachtwandler kann die Sonne nicht ertragen.“

„Ja, mein Junge“, o, er meint noch der Mutter Stimme zu hören, „so geht es wohl all denen, die nicht die Kraft haben, aus sich selbst heraus zu leuchten.“

Die Mutter war eine Sonnennatur gewesen, sieghaft und mild zugleich, und obschon er, Zürke, viel von der Mutter hat, ist es doch recht dunkel geworden im Haus, seit sie nicht mehr drinnen waltet. Dem Hause fehlt die Herrin. Jetzt, nachdem Hadwig in sein Leben getreten war, kommt ihm das erst voll zum Bewußtsein. Und nun wußte er nicht einmal ihren Namen. Wußte nicht, ob sie überhaupt frei, Witwe vielleicht, oder noch gebunden! Wer ihm das hätte sagen können! Aber Zürke Allmers ist ein Mann der Tat, und so gab er sich nicht lange unnützen Grübeleien hin, sondern schrieb kurz entschlossen an das Badekommissariat zu Rangeoog und fragte an, wer an dem und dem Tage auf der Insel eingetroffen sei. Er bat sehr höflich um genaue Namensangabe der betreffenden Personen. Die Antwort erschien denn auch umgehend. Heute, als Zürke von dem gewohnten Spaziergang zurückkehrt, liegt sie unter anderen Postfächern auf seinem Schreibtisch. Hastig reißt er den Umschlag auf und liest die wenigen Zeilen. Die Hand, welche das Blatt hält, zittert merklich.

„Am genannten Tage“, liest er halblaut, „nur zwei Damen, Fräulein Anne Cönig, Lehrerin, und Frau Hadwig Otten, Witwe des bekannten Malers.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die radelnde Braut.

Humoreske von Adolf Thiele.

Im Salon des Fahrradfabrikanten Köppelmann saßen zwei jüngere Frauen in eifrigem Gespräch.

„Sieh nur zu, Jenny, daß Du Dich nicht einmal fangen läßt!“ sagte die Hausfrau zu ihrer Freundin. „Eroberungen machen ist immer gefährlich.“

„Sei da ganz unbesorgt, Alice!“ erwiderte die nach der neuesten Mode etwas auffällig gekleidete Besucherin. „Man behandelt eben die Männer, wie sie sich geben, und das — ist dumm genug. Freilich mit dem Heiraten —“ Sie stockte.

„Nun ja, Jenny, Du als junge, fische und — nicht zu vergessen — wohlhabende Witwe kannst ja Ansprüche machen.“

„Und die mache ich auch! Heirate ich, so muß es ein hochgestellter oder reicher Mann sein —“

„Ein Mann, der Deine Wünsche in bezug auf Glanz und feines Auftreten erfüllen kann.“

„Ja, selbstverständlich; die anderen, mit denen man so flirtet“, fügte sie mit spöttischem Lächeln hinzu, „die erfüllen eben einen anderen Zweck.“

„Aberdings, Du Schlaukopf, Du kommst nicht zu kurz dabei!“ lachte die Hausfrau. „Nun sage einmal, wieviel brauchst Du denn schon wieder?“

„Schon wieder?“ entgegnete Jenny. „Erlaube einmal, Zhr, die Firma Karl Köppelmann, habt doch den größten Profit von meiner sogenannten Schlaueit.“

„Nun, das sind Ansichten! Du gibst eben zu viel aus!“

„Genug davon! Ich bin einmal ein nobles Leben gewöhnt! Sag Deinem Mann, er solle mir zweihundert Mark geben!“

Die Hausfrau holte aus dem Kontor ihres Mannes die Summe. Nachlässig steckte die elegante Witwe die Goldstücke ein und entfernte sich.

Als sie einige Stunden später die für putz- und kaufstüchtige Damen so gefährliche Leipzigerstraße verließ, konnte sie einem guten Teil des empfangenen Geldes Heines Wort zuzurufen: Meine güldenen Dukaten, wo seid Zhr hingegangen? — —

„Uff! Doch nichts langweiliger als solch eine Oper! Für das Billet hätte ich eine Flasche Bordeaux haben können, eine leidliche Marke! Na, wenn ich nicht wüßte, warum ich hier bin! Nur mal jetzt schnell einen Cognac genehmigen. Wie sie mich wohl aufnehmen wird, die kleine Witwe „mit die Zelder!“

Auf diesem Niveau bewegten sich die Gedanken eines fein gekleideten Herrn, der nach dem ersten Akt eines alle Musikfreunde entzückenden Tonwerkes in das Foyer des königlichen Opernhauses trat.

Nachdem er zwei Cognacs genossen, nahmen seine etwas verglasteten Augen den Ausdruck der Aufmerksamkeit an. Hin und her flutete die Menschenmenge.

Plötzlich erheiterte sich das gedunsene Antlitz unseres Helden, er trat auf eine Dame zu und verbeugte sich mit den Worten: „Also habe ich doch das Glück, gnädige Frau begrüßen zu dürfen.“

In liebenswürdigster Weise kam ihm Jenny, die brünette Witwe, entgegen. Bald hatte sich ein Gespräch angesponnen, das dem cognacfreundlichen Herrn ein Schmunzeln und dann den Ausdruck wahrer Seligkeit ins Gesicht zauberte.

„Wirklich, die Witwe schien anbeiß zu wollen!“

„Sie sind gewiß auch Naturfreund!“ flötete sie jetzt. „Wie herrlich, sich aufs Rad zu schwingen, die beengende Stadt hinter sich zu lassen und hinauszufliegen in die blühende Natur!“

Herr Neidlich, ihr Gegenüber, machte hierzu ein verständnisloses Gesicht.

Die Witwe bemerkte das mit scharfem Blick. „Und dann der famose Durst, ach, der bildschöne Durst!“ fuhr sie fort.

Hier leuchteten die Augen des Zuhörers auf.

„Ach, das Radfahren, es ist mein alles!“ sagte Jenny mit entzückter Miene. „Sie radeln doch auch?“

„Leider nicht, gnädige Frau!“ bedauerte Neidlich.

„Wie?“ rief Frau Jenny aus. „Ein Mann, der nicht Rad fährt? Ich würde meine Hand nie einem solchen Manne reichen.“

Herr Neidlich machte ein Gesicht, als ob er ein Glas Wasser trinken müßte.

„Und es ist doch so leicht zu erlernen“, fuhr die Fanatikerin fort. „In acht Tagen ist man perfekter Radfahrer. Natürlich nicht mit jedem Rade. Ich benutze nur die Räder von Köppelmann. Sie kennen die berühmte Firma Karl Köppelmann, Spandauerstraße?“

Das Glockenzeichen ertönte, das Publikum strömte in den Theaterraum zurück.

„Auf Wiedersehen in der nächsten Pause!“ flüsterte sie ihm zu; er begnügte sich mit einer Verbeugung und einem Gesicht, als würde er zu einem Auserwählten eingeladen.

Während des nächsten Aktes ließ er natürlich Musik Musik sein und überlegte, ob er sich der radlustigen Witwe anschließen sollte. Seine Finanzen standen ja faul, Hilfe war dringend notwendig, aber zu einem Rade langte es noch und nachher — dann war ja die Witwe sein.

Sein Entschluß war gefaßt und in der nächsten Pause ausgesprochen.

Jenny verabredete mit ihm, sich in vierzehn Tagen zu einer bestimmten Stunde pünktlich vor dem Brandenburger Tor zu treffen, um eine Probefahrt durch den Tiergarten zu unternehmen, und als die so schön Vereinten am Schluß der Pause wiederum getrennt wurden, da warf ihm die Witwe ihren feurigsten Blick zu und flüsterte leise aber sehr nachdrucksvoll: „Also nur Karl Köppelmann, Spandauerstraße!“

„Wie gnädige Frau befehlen!“ hauchte er beseligt zurück, besuchte dann einige Restaurants und langte schließlich gegen Morgen, nachdem er sich an den verschiedensten Orten herumgetrieben, in einer nicht gerade viel Vertrauen erweckenden Verfassung in seinem ungemütlichen Heim an. — —

„Wie, fünfhundert Mark für dies Rad, für das dort fünfhundertzwanzig? Das ist doch viel zu teuer!“ Solches bemerkte Herr Neidlich am nächsten Tage zu dem Fabrikanten Karl Köppelmann.

„Entschuldigen Sie!“ erwiderte der „smarte“ Geschäftsmann ebenso höflich wie fest. „Meine Räder haben einmal diesen Preis,

es fährt sich aber auch ganz vorzüglich mit ihnen. „übrigens“, fügte er mit einer kleinen Dosis Geringschätzung hinzu, „übrigens habe ich auch nur feine Kunden.“

Herr Neidlich mußte nachgeben, er bereitete sich jedoch vor, einen respektablen Pump anzulegen. Herr Köppelmann, ebenso höflich wie fest, bereitete diese angenehme Absicht, und so zog denn Herr Neidlich, nachdem er den beabsichtigten Pump anderswo firm gemacht, endlich mit seinem teuren Rade ab, während ihm der gewiegte Geschäftsmann noch alle möglichen Garantien zusicherte.

Eine Garantie freilich konnte er ihm nicht geben, die der Eröberung der wohlhabenden Witwe, aber das traute sich Neidlich selbst zu: war sie doch so liebenswürdig zu ihm gewesen und hatte er doch ihren Wunsch erfüllt, sich mit einem dem ihren ebenbürtigen Rad zu versehen.

Mit Feuereifer lernte der glückliche Diebhaber nun die Kunst des Fahrens, und mit manchem Sturz auf der Rennbahn versöhnte ihn der Gedanke an ihr Bild.

Endlich kam der Tag der Probefahrt heran.

Die dunkelhaarige Witwe hatte Wort gehalten, sie war in elegantem Radlerkostüm erschienen. Gewandt tummelte sie ihr Stahlroß und bald radelte sie neben ihrem Ritter, der noch etwas unsicher war, und eine große Neigung bekundete, auf Menschen und Bäume loszufahren, durch den Tiergarten dahin.

Nach einer vergnügten Stunde, die durch sportliche Gespräche gewürzt wurde, kam man wieder am Brandenburger Tor an.

Schon wollte Neidlich sich zu der Frage erühen, wann er wieder das Glück haben könne, als ihm seine Begleiterin plötzlich recht freundlich zurief: „Noch besten Dank für Ihre Begleitung und auf Wiedersehen!“

Ehe der noch unbeholfene Fahrer folgen konnte, war die gewandte Radlerin im Gewühl der Wagen und Fußgänger verschwunden, Neidlich aber hatte Mühe, sich vor dem Gerädertwerden zu retten.

Bald machte er nun Fortschritte im Sport, obgleich dieser seinem durstigen Gemüt etwas unbequem war.

Doch er wußte ja, warum er litt!

Er fragte nun bei der Witwe schriftlich an, wann er sie wiedersehen dürfe, aber seine Briefchen blieben ohne Antwort, und als er persönlich die Verehrte aufsuchte, meldete ihm die Zofe, die gnädige Frau sei nicht zu Hause.

Neidlich wurde melancholisch.

Da sah er nun mit seinem teuren Rad und ohne Braut!

Trübselig schlenderte er — das Radfahren hatte er aufgegeben — eines Tages zum Brandenburger Tor hinaus, nur zufällig, denn der Tiergarten hatte ihn nie interessiert, dort gab es zu wenig Restaurationen!

Plötzlich erblickte er die Witwe. Sie war zu Rad und — nicht allein.

Neben ihr radelte ein Herr, der ihm bekannt war, der Buchhalter eines großen Destillationsgeschäfts, namens Grunert.

Geiter und vergnügt, aber noch ziemlich ungeschickt, radelte er neben der Witwe die große Allee hinauf, bis beide Neidlich's trübem Blick entchwanden.

Also Grunert hatte sie ihm abspänstig gemacht! Na, den wollte er sich kaufen!

Angst hatte er nicht vor ihm, war doch Grunert ein niedliches Männchen und die Gutmütigkeit selbst.

In der Privatwohnung konnte er ihn zwar nicht auffuchen, und in der Restauration, in der Grunert zu verkehren pflegte, hatte Herr Neidlich einen so bemerkenswerten Bären angebunden, daß er sich — es war übrigens nicht die einzige — nicht mehr hineingetraute.

Endlich, nach drei Wochen, sah er Grunert auf der Straße und begrüßte ihn freundlich. Als er ihm jedoch die übliche Gratulation wegen seiner Erfolge bei der „schönen Witwe“ versetzte, lehnte der Beglückwünschte mit traurigem Gesicht ab.

Grunert gehörte zu den liebenswürdigen Menschen, die anderen einen ungetrübten Genuß dadurch bereiten, daß sie ihnen ihr Pech haarklein erzählen.

Und so beichtete denn der harmlose Grunert nicht nur, daß er von der Witwe seit jener ersten Probefahrt konsequent „geschnitten“ werde, sondern daß auch — welcher Zufall! — einem seiner Bekannten, dem Oberpostassistenten Malz, ganz die nämliche Geschichte mit der Witwe passiert sei.

Mit gespitzten Ohren hörte Neidlich zu. Das war ja ein ganz raffiniertes Weib.

Er selbst war natürlich zu schlau, um auch sein Pech zu erzählen, doch wollte er bereits in Enttäuschung ausbrechen, als er sich im letzten Moment noch besann und nur äußerte: „Freilich, eigentümlicher Zufall! Wer weiß, worin Sie beide es mit der Frau versehen haben? Derartige Damen sind oft diffizil!“

Nach einigen Worten des Trostes verabschiedete er sich.

Mit einem Blick auf den ihm unvermeidlich drohenden Bankrott und zugleich von den Bildern seiner Lieblingsgetränke und -gerichte umgaukelt, faßte er einen kühnen Entschluß.

Nachdem er durch einige Cognacs seine Courage gehoben, ließ er sich bei der Witwe melden. Auf die ihm bereits bekannte Antwort der Zofe, die gnädige Frau sei nicht zu Hause, fragte er, wann dies der Fall sein werde, er müsse sie in einer sehr wichtigen Sache sprechen und werde wiederkommen.

Eine Stunde später empfing ihn Jenny. Etwas verlegen bat sie ihn, Platz zu nehmen.

Herr Neidlich, dem der ihm auf den Fersen folgende Bankrott und der Cognac gut einheizten, blieb aufrecht stehen.

„Gnädige Frau!“ rief er. „Ich weiß alles! Sie übersehen vielleicht die Folgen nicht. Wenn wir jedoch alle vor Gericht treten sollten, Grunert, Malz, verschiedene andere Herren und meine Benigheit, wenn dann Herr Köppelmann —“

„Bitte, nicht weiter!“ unterbrach ihn Jenny erschrocken.

„Gnädige Frau, die Fäden liegen in meiner Hand, außer mir ahnt niemand den Zusammenhang. Ich schweige!!! Sie kennen die Wärme meiner Neigung!“

Und so kam es, daß Frau Jenny und Herr Neidlich binnen kurzem ein „glückliches Paar“ wurden und daß Herr Neidlich, diesmal noch dem Bankrott entflohen, seinen „geistigen“ Genüssen weiter huldigen konnte.

Nur Jenny sah bisweilen trübsinnig drein: so hatte sie sich den „hochgestellten und reichen Mann“, den sie heiraten wollte, doch nicht vorgestellt.

(Nachdruck verboten.)

Das Tagewerk der Pariserin.

Von Pierre Baldagne.

Autorisierte Übersetzung von Margarethe London.

4. Feine und faule Kunden.

In den Salon zurückgekehrt, bemüht sich die Verkäuferin wieder aufs angelegentlichste um Frau Therese.

„Jetzt stehe ich ausschließlich zur Verfügung der Gnädigsten . . . Diese Amerikanerin hat sogar Geschmack, nicht wahr?“

„Sie hat mir wirklich Spaß gemacht,“ erklärte Frau Therese. „Aber, was für ein Vermögen hat sie ausgegeben?“

„Sie ist in der Tat reich, sehr reich!“

„So eine Kundin ist doch eine feine Errungenschaft für ein Modehaus, wie das von Sequin.“

„Gewiß wird Frau Belhann für uns eine lohnende Klientin werden; wir kennen sie schon; sie steht schon seit längerer Zeit auf unserer Liste.“

„Was ist das für eine Liste?“

„Wir führen nämlich ein Register über alle reichen Damen, die in Paris leben oder hier durchreisen. Wenn z. B. ein armes Mädchen das Glück hat, einen sehr reichen Mann zu heiraten, gleich wird sie in unsere Liste eingetragen; ebenso wenn eine der Millionen-Amerikanerinnen einen vermögenslosen Franzosen heimführt. Dann lauern wir auf sie und erwarten sie mit Ungeduld, und wenn sie dann wirklich kommen, um sich bei uns Kleider zu bestellen, brauchen wir erst keine Auskünfte über sie einzuholen. Das ist eben vorsorglich schon lange geschehen!“

„Und wenn sie nun nicht kommen?“

„Dann wissen wir uns auch zu helfen; in den meisten Fällen finden sich unter unseren bewährten Kundinnen Damen, die irgendwie Beziehungen zu den in der eleganten Welt Neuangekommenen unterhalten; da muß man eben versuchen, diese dazu anzuregen, uns die Gewünschten zuzuführen.“

„Etwa mittelst irgendwelcher Vergünstigungen?“

„Natürlich, immer. Ein kleiner Abstrich von der Rechnung, irgend ein gewünschter Arrangement.“

„Sagen Sie schnell, hat Frau von Egrißelles, die doch die Amerikanerin mitbrachte, etwa auch . . .?“

„O, Gnädigste, wie kann denn ich das wissen? Ich erfahre in den seltensten Fällen etwas.“

„Schon gut,“ sagt Frau Therese lächelnd, „was ich sagen wollte . . . es kann nämlich möglich sein, daß ich schon in diesen Tagen eine jung verheiratete Frau zu Ihnen zu führen haben werde.“

„Darüber müßten Gnädigste schon mit Herrn Sequin sprechen!“

„Na,“ fragte Frau Therese neugierig weiter, „wenn Sie schon über die fraglos zahlungsfähigen Kundinnen Register führen, wieviel mehr erst über die „faulen Kunden“, die nicht gut bezahlen?“

„Für die haben wir die sogenannte „schwarze Liste“.“
 „Haben Sie die schon gesehen?“
 „Einmal konnte ich darin blättern.“
 „Nicht wahr, da stehen Namen drin, über die man sich wirklich wundern muß?“
 „Selbstverständlich!“ ruft etwas unvorsichtig das geschwätzige Fräulein Alice.
 „Bezahlen die Schauspielerinnen zum Beispiel nicht sehr schlecht?“
 „Sie begleichen ihre Rechnungen nicht gerade regelmäßig; sie haben eben ihre „kritischen Momente“; aber schließlich endigen sie doch meistens so oder so mit einem erledigten Konto.“
 „Bezahlen sie immer direkt, oder durch einen Check von ihrem Mäcen?“
 „Sie erledigen das nicht persönlich; wenn aber ein Herr darauf besteht, selbst die Rechnung der Schneiderin oder Modistin zu begleichen, dann — hat er kein großes Vertrauen mehr in die Klientin, dann ist irgend etwas „faul“ in den obwaltenden Verhältnissen, und das ist für uns immer ein Impuls, die Augen doppelt weit offen zu halten. — Aber, Gnädigste, solche Sachen passieren übrigens auch bei Damen der feinen Gesellschaft.“
 „Das ist mir sogar eine Beruhigung, Alice,“ sagte lachend Frau Mauwannes und schlüpfte in das Probierzimmer.

(Nachdruck verboten.)

Mus aller Welt.

C. K. Die Musik als Heilmittel im Irrenhause. Die moderne Heilkunde hat den uralten Glauben an die Heilkraft der Musik wiederholt wissenschaftlich zu verwerten gesucht. Wie aus New-York berichtet wird, hat diese musikalische Heilmethode in dem staatlichen Manhattan-Hospital auf Words Island, dicht bei Harlem gelegen, neuerdings eine bedeutsame Anwendung gefunden. In der Frauenabteilung des Hospitals, das im ganzen etwa 5000 Geistesranke beherbergt, hat der Leiter Dr. Dent die Musik zu einem der wesentlichsten Faktoren in der Behandlung der Geisteskranken erhoben. In bestimmten Zwischenräumen finden Konzerte statt, die von dem Personal des Hospitals gegeben werden und in denen auch ein Orchester mitwirkt, das sich nur aus Wärterinnen zusammensetzt. Bei gutem Wetter sind diese Konzerte im Freien. Jeden Sonnabend Nachmittag ist ein Ball, an dem die Kranken sich gewöhnlich äußerst rege beteiligen. Der Tanz erweckt in den an Melancholie leidenden Kranken einen Tätigkeitsdrang, der in der Regel sehr heilsam wirkt. Manchmal tanzen die Kranken allein, manchmal in Paaren, aber gewöhnlich so taktmäßig, daß man in dem Tanz kaum ein Zeichen von geistiger Anormalität entdecken könnte. Ein Chor von Wärterinnen und Patientinnen hält in der Woche seine regelmäßigen Übungen ab, und mit den Instrumentalkonzerten wechseln die Vokalkonzerte und Klavierpiel ab. Besondere Sorgfalt wird dabei auf eine möglichste Abwechslung im Programm gelegt, denn es hat sich herausgestellt, daß eine häufigere Wiederholung desselben Programms auf melancholische Patienten keine günstige Wirkung hatte. Der zur Leitung des Orchesters engagierte Dirigent beschäftigt sich auch mit der Weiterausbildung der Patienten, die ein Talent für Musik bezeigen. Die Musik hat je nach dem geistigen Zustand des Kranken die verschiedenartigsten Wirkungen. Einige fangen an, mit den Fingern zu trommeln, andere machen heftige Armbewegungen oder klopfen mit den Füßen den Takt, und der Tanz rüttelt sie schließlich gänzlich auf und befreit sie momentan von jeder Depression. Außer diesen üblichen musikalischen Unterhaltungen hat aber Dr. Dent kürzlich auch eine Reihe von interessanten Experimenten angestellt, die sich zum Teil als äußerst erfolgreich erwiesen. In einem der großen Hospitaläle waren unlängst zahlreiche Patienten versammelt. Plötzlich begann die Institutskapelle, einen feurigen Soldatenmarsch zu spielen. Der Arzt wollte dabei die Wirkung dieser unerwarteten Musik auf die verschiedenen Kranken beobachten. Einige tobten bei diesem plötzlichen ertönen der Melodie mit verstärkter Gewalt, andere tanzten und sangen mit völliger Hingabe, einige erschienen beruhigt durch die ungewohnten Töne, während manche gänzlich indifferent blieben. Im allgemeinen waren derartige Experimente wenig erfolgreich, wenn eine große Anzahl von Patienten beisammen war, denn, was dem einen Patienten gut tat, irritierte wieder den anderen; aber die hierbei gemachten Beobachtungen waren wiederum wertvoll für die Experimente bei Einzelbehandlung. Bei einer ganzen Reihe von Patienten wurde die musikalische Heilmethode zwei Monate hindurch in fünf Sitzungen in jeder Woche angewandt. Über 38 Prozent wurden dadurch geheilt, bei 33 Prozent trat eine entschiedene Besserung ein. Im ganzen also erwies sich die Musik bei 71 Prozent als ein wesentlicher Heilfaktor. Ein besonders interessanter Fall wurde bei einem jungen Mädchen beobachtet, das

anfangs in einem Zustand von äußerster Erregung war, die auch zur Tobsucht führte. Bereits der erste Versuch, mit heiteren und traurigen Melodien Einfluss auf sie zu gewinnen, übte seine Wirkung. Besonders, wenn sie langsame pathetische Weisen hörte, wurde sie stiller; schließlich hörte sie auf zu toben und Tränen traten ihr in die Augen. Allmählich trat eine definitive Besserung ein. Dieselbe Methode wurde bei einem Fall von akutem Wahnsinn angewendet. Die betreffende Patientin war gänzlich indifferent, wenn sie laute, schnelle Musik hörte; feierliche Weisen dagegen verfehlten nie ihre Wirkung und trugen erheblich zu ihrer Heilung bei. Ähnliche Experimente sind erfolgreich auch in anderen Anstalten gemacht worden. Das überraschendste Resultat wurde bei einer 35jährigen Frau erzielt, die bereits seit drei Jahren in der Anstalt war und an so heftigen Tobsuchtsanfällen litt, daß man ihr die Zwangsjacke anlegen mußte. Ein Chopin'sches Nocturno aber beruhigte sie in überraschender Weise, und das Ausstoßen von frivolen Worten unterblieb. In fast allen Fällen wurde während der Experimente eine erheblich bessere Nahrungsaufnahme konstatiert, und die Nächte wurden ruhiger. Manche Ärzte erklären, daß die erzielten Resultate besser wären, wenn der ausübende Musiker in seinem Spiel Temperament bekundete und die Erleichterung der Leiden dieser Unglücklichen ihm wirklich am Herzen läge. Vorausgesetzt, daß auch der Patient aufnahmefähig für Musik sei, wäre dann ein Fortschritt bald zu spüren. Bei den Patienten des Manhattan-Hospitals wurden die günstigen Resultate freilich auch erzielt, trotzdem die meisten niemals eine regelrechte Erziehung gehabt hatten, geschweige denn eine musikalische Ausbildung. Die Wirkung des Gesangs auf die Kranken war stärker, als die der Instrumentalmusik. Daher wurde an bestimmten Tagen eine gute Sängerin für das Hospital engagiert. Neben der musikalischen Behandlung wurden natürlich auch die anderen Kuren, Sport, Spiele und Unterhaltungen aller Art beibehalten.

C. K. Ein Wunder der Erziehung. In kurzem wird der Bericht über eine der bemerkenswertesten Leistungen menschlicher Erziehungskunst, die Heranbildung der taubstummen und blinden Amerikanerin Helen Keller zu einer in den verschiedensten Wissenschaften bewanderten Studentin, aus der Feder ihrer Lehrerin Miß Sullivan, die immer bei ihr gewesen ist, in Buchform erscheinen. In frühester Kindheit wurde sie vollständig blind und taub, infolge dessen auch stumm; sieben Jahre lang lebte sie in einer Welt der Leere ohne das klare Bewußtsein der Existenz, das auch das jüngste Kind erlangt; allmählich wurde sie dann in das Licht des Verständnisses geführt, lernte, daß Gegenstände und Handlungen Namen haben, und gewann daraus einen Begriff von der Welt, dem Weltall und den Zielen des Lebens; sie stieg stetig höher in ihren Kenntnissen, lernte englisch, französisch und deutsch sicher sprechen, bestand Examen im Griechischen, Lateinischen und der höheren Mathematik und errang tatsächlich einen wissenschaftlichen Grad von einer bedeutenden Universität — das ist bis jetzt kurz die Geschichte des wunderbaren jungen Mädchens. Helen Keller wurde im Jahre 1880 in Alabama geboren und ist jetzt eine begabte Studentin des Radcliffe College, der Frauenabteilung an der Harvarduniversität. In Amerika hat man das Experiment von Helen Kellers Erziehung allgemein mit größtem Interesse verfolgt, bis Miß Keller zum Schützling ganz Amerikas wurde. Und was in solchem Falle selten ist, die weitgehende Beachtung, das Interesse, das die Großen der Erde, so auch die verstorbene Königin Viktoria, an ihrer Laufbahn gezeigt haben, hat keine von den gewöhnlichen schlimmen Folgen gehabt, so daß ihr Charakter heute ebenso lebenswürdig wie ihre Begabung glänzend ist. Der verstorbene Charles Dudley Warner sagte vor ihr, daß sie das reinste Gemüt der Welt besäße. Mark Twain erklärte, daß er Helen Keller nächst Napoleon unter die interessantesten Persönlichkeiten der Welt rechne. Wenn auch ihre geistigen Fähigkeiten weit über dem Durchschnitt sind, so zeigt sich doch nicht, daß Helen Keller höher als gewöhnlich entwickelte Fähigkeiten in ihren übrigen Sinnen, im Geruch, Geschmack und Gefühl, hat, wie das sonst bei vielen Blinden und Tauben der Fall ist. Gewöhnlich spricht man zu ihr, indem man mit der Hand die Buchstaben in ihre Hand schreibt; aber sie kann auch durch Auflegen ihrer Hand auf den Mund des Sprechers jedes Wort durch den Druck des Atems auf ihre Finger verstehen. Sie liebt es auch, auf diese Weise den Gesichtsausdruck des Sprechers wahrzunehmen, und antwortet auf ein Lächeln mit ihrem Lächeln. Notizen zu eigenen Zwecken macht sie mit englischen Braille-Buchstaben; aber Briefe, Untersuchungen und Artikel, die zur Publikation bestimmt sind, werden auf einer gewöhnlichen Schreibmaschine geschrieben. Höhere Mathematik und Griechisch boten in bezug auf Schriftzeichen und Text wohl einige Schwierigkeiten, doch wurden diese wie alle anderen Hindernisse durch hingebenden Eifer und Energie überwunden. Helen Keller hält oft kurze öffentliche Vorträge und freut sich, wenn sie sich mit französischen und deutschen Besuchern in deren eigener Sprache

unterhalten kann. Sie schreibt ein eigenartig klares und kräftiges Englisch. Sie hat eine Autobiographie geschrieben, die einzig in der Literatur dasteht; diese Lebensgeschichte, wie sie sie erzählt, ist während ihrer lebenslangen Veröffentlichung eine der sensationellsten Erscheinungen des Jahres in Amerika gewesen. Für den Psychologen wird der Bericht über ihre Erziehung von ihrer blinden und taubstummen Kindheitsperiode ab, der von ihrer treuen Lehrerin geschrieben ist, noch interessanter sein.

C. K. Von sonderbaren Duellen erzählt eine englische Wochenschrift: Zwei Arbeiter in Lugo (Spanien) hatten vor kurzem die Bronzetüren einer Kirche mit einer scharfen Säure zu reinigen, als sie sich in einen Streit verwickelten. Sie prügelten sich und beschloßen dann, den Streit auf der Stelle durch ein „Duell“ zum Austrag zu bringen; als Waffen dienten ihnen zwei Flaschen mit Schwefelsäure. Sie bearbeiteten einander mit den Flaschen, die zerbrachen und ihren Inhalt auf die beiden Männer ergossen. Die Kämpfer setzten trotzdem die Schlacht fort und wälzten sich auf der Erde, als die Polizei auf dem Schauplatz erschien. Das Gesicht des einen Arbeiters war bis zur Unkenntlichkeit entstellte; der andere war besser davongekommen, aber arg zerschritten von den Glascherben, und seine Hände, Arme und sein Hals waren von der Säure verbrannt. Auch Prospekt Park, nahe Brooklyn, war unlängst der Schauplatz eines sehr phantastischen Zweikampfes, der zwischen zwei Herren der Gesellschaft ausgetragen wurde, David Perriell und Daniel Dowell, die sich wegen einer gewissen Miß Ray veruneinigten. Die Hauptpersonen und Sekundanten zogen sich an eine abgelegene Stelle zurück, wo die Rivalen derart an einem Baum befestigt wurden, daß jeder nur den rechten Arm frei hatte. Dann wurden sie mit Knütteln versehen, und da sie in Schlagweite waren, machten sie sich übereinander mit solcher Wut her, daß sie völlig erschöpft dem Kampfe bald ein Ende setzen mußten. Es sind jetzt sechs Jahre her, seit zwei Mitglieder des Radfahrerklubs in Granada namens Moreno und Perez beschloßen, ihre Streitigkeiten durch eine neue Art Waffen zu vergleichen. Auf ihren Hädern sitzend und mit langen Messern bewaffnet, nahmen sie 700 Fuß voneinander entfernt Stellung; auf ein gegebenes Zeichen gingen sie aufeinander los. Beim ersten Zusammenstoß erhielt Moreno eine Wunde am Arm; der zweite Ansturm ging ohne Blutvergießen ab, aber als sie zum dritten Male zusammentrafen, durchbohrte Moreno mit seiner Waffe die Brust von Perez, der in wenigen Minuten an einer inneren Verblutung starb. In Maisonfort bei Paris kamen im Jahre 1843 zwei junge Franzosen, die wegen einer Billardpartie Streit hatten, überein, den Streit auf der Stelle zum Austrag zu bringen, indem sie die Billardkugeln als Waffen benutzten. Nachdem sie durch das Los entschieden hatten, wer zuerst werfen sollte, gingen sie in einen benachbarten Garten. Dort stellten sie sich auf 12 Fuß Entfernung auf, und der eine namens Melfant gebrauchte sein Wurfgeschloß mit solcher Treffsicherheit, daß er seinen Gegner in der Mitte der Stirn traf und auf der Stelle tötete. Am 14. April 1813 fand ein Duell statt, das Stevenson zu seiner Erzählung von dem Kampf, der so anschaulich in seiner Geschichte „St. Ives“ geschildert wird, benutzte; er wurde auf dem Gefangenenenschiff „Samson“ zwischen zwei französischen Kriegsgefangenen ausgefochten. Da keine Schwerter zu haben waren, griffen sie einander mit zwei Stöcken an, an deren Enden eine Schere befestigt war. Nach einem heftigen Kampf erhielt der eine der Duellanten eine so schwere Wunde in den Unterleib, daß trotz der geschickten Behandlung des Schiffsarztes er bald darauf starb.

(Nachdruck verboten).

Rätsellecke.

Bilderrätsel.



Verlag und Rotationsdruck der Gruenauerischen Buchdruckerei Otto Grunwald Bromberg.

Kettenrätsel.

ay ba bar ca cles co din e gu gu ir
la land len li mis na no o o p ra
rha ri ro ru the to u ven zar

Aus diesen 31 Silben sind zehn Wörter zu bilden. Die Anfangsbuchstaben der zehn Wörter bedeuten den Namen einer westindischen Insel.

Die Wörter bezeichnen: 1. Den Entdecker Perus, 2. einen Staat in Süd-Amerika, 3. eine Hirschart, 4. eine medizinische Pflanze, 5. einen berühmten Griechen, 6. einen Fluß in Süd-Amerika, 7. eine alte italienische Stadt, 8. eine Insel im atlantischen Ozean, 9. einen Römischen Kaiser, 10. einen germanischen Gott.

Dechiffrierungsaufgabe.

1 2 3 4 2 — 1 2 5 6 2 4 — 7 8 4 2 — 9 10 — 11 1 12 13 2 4.
Für den Schlüssel: 1 2 7 4 7 3 2 weiblicher Vorname;
9 10 4 13 2 Körperteil; 11 12 1 5 chemischer Stoff; 8 5 4 6 10
asiatisches Volk.

Anagramm.

Kober, Leda, Udo, Reich, Ebro,
Streich, Rain, Mais, Abel.

Von jedem der vorstehenden Wörter ist durch Umstellung der Buchstaben ein anderes Hauptwort zu bilden und zwar derart, daß die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter im Zusammenhang ein sommerliches Vergnügen bezeichnen.

Arithmogriph.

1 2 3 6 7 Hausgerät.
2 4 5 6 Musikstück.
3 6 5 7 Werkzeug.
4 2 3 6 Vogel.
5 1 6 7 Bierfüßler.
6 7 3 6 Fluß in Europa.
7 6 5 6 4 Musikinstrument.

Die Anfangsbuchstaben 1—7 ergeben einen männlichen Vornamen.

Skataufgabe.

(a b c d die vier Farben; A K; K König; D Dame, Ober;
B Bube, Wenzel, Unter; V M H die drei Spieler).
V, der Spieler in Vorhand, verliert Großspiel auf folgende Karte:
a, b, c, dB; a10, D; b10, K; cA; dA.



Er wollte erst a-Handspiel machen, das ja unverlustbar wäre, aber H reizte bis aufgedeckten Null, sodaß V, der seine vier Jungen sich nicht verkneifen mochte, darüber gehen und Großspiel ansetzen mußte. Die Gegner haben jeder alle vier Farben. Im Skat lagen cD, dD. Wie saßen die Karten? Wie ging das Spiel?

Auflösung des Bilderrätsels.

Beide, so bist Du gelitten.

Auflösung des Kapselrätsels.

Eine Liebe ist der andern wert.

Auflösung des Zahlenrätsels.

Torpedo (Torte, Oper, Rede, Peter, Epode, Dotter, Ober).

Auflösung der Schachaufgabe.

(Vierzüger von Traylor: B. Kf1, Dc1, La1, Sd4, f5. Be2, h2, h6. — Schw. Kd5, Lb7, c7, Sa8, h8, Ta6, Ba5, c6, d7, e4.)
1. Dc1—a3, Lf4 2. Se7+, Ke5 3. Sd6+ : — 1 . . . , Lh2.
2. Se3+, Ke5 3. Sf3+. — 1 . . . , e5 2. Db3+, Ke5 3. Dg3+. —
1 . . . , Sg6 1. Db3+, Ke5 3. Se6+. — 1 . . . , e3 2. Se7+, Ke4
3. Se6. — 2 . . . , Ke5 3. Sf3+. — 1 . . . , Sf7 (beliebig) 2. Se7+,
Ke5 3. Sf5+ (Dg3+). — 1 . . . , Ke5 2. De7+, Kf4 3. e3+. —

Richtige Lösungen gingen ein von: Ewald Benz, Elsa und Arthur Fuß, Helene Abraham, Alfred Damm, L. Budzbon, August Schwantes, Bromberg. Gertrud und Max Wziontek, Mrottschen.